Sen | Gleichheit? Welche Gleichheit?

[Was bedeutet das alles?]

Amartya Sen

Gleichheit? Welche Gleichheit?

Aus dem Englischen übersetzt
und herausgegeben von Ute Kruse-Ebeling

Reclam

3. Auflage

RECLAMS UNIVERSAL-BIBLIOTHEK Nr. 19614
2019 Philipp Reclam jun. Verlag GmbH,
Siemensstraße 32, 71254 Ditzingen

Copyright © Amartya Sen (1979)

Gestaltung: Cornelia Feyll, Friedrich Forssman
Druck und Bindung: Kösel GmbH & Co. KG,
Am Buchweg 1, 87452 Altusried-Krugzell
Printed in Germany 2020
RECLAM, UNIVERSAL-BIBLIOTHEK und
RECLAMS UNIVERSAL-BIBLIOTHEK sind eingetragene Marken
der Philipp Reclam jun. GmbH & Co. KG, Stuttgart
ISBN 978-3-15-019614-4

Auch als E-Book erhältlich

www.reclam.de

Inhalt

Gleichheit? Welche Gleichheit? 7
1. Utilitaristische Gleichheit 9
2. Die Gleichheit des Gesamtnutzens 19
3. Rawls'sche Gleichheit 33
4. Die Gleichheit der Grundfähigkeiten 38
5. Schlussbemerkungen 42

Anmerkungen der Herausgeberin 44
Zu dieser Ausgabe 45

Nachwort zu Amartya Sens »Equality of What?« 46

Literaturverzeichnis 71
Bücher und Sammelbände von Amartya Sen (Auswahl) 72

Gleichheit? Welche Gleichheit?[1]

Auf die Frage: »Welche Gleichheit?« [»equality of what?«] haben uns moralphilosophische Diskussionen eine breite Palette an Antworten geboten.* In dieser Vorlesung werde ich mich auf drei bestimmte Arten von Gleichheit konzentrieren, nämlich auf (i) die utilitaristische Gleichheit, (ii) die Gleichheit des Gesamtnutzens und (iii) die Rawls'sche Gleichheit. Ich werde zeigen, dass alle drei Ansätze jeweils ernsthafte Schwächen aufweisen und dass sich, obwohl sie auf recht unterschiedliche und gegensätzliche Weise scheitern, nicht einmal auf der *kombinierten* Grundlage der drei eine angemessene Theorie aufbauen lässt. Abschließend werde ich versuchen, eine alternative Formulierung für Gleichheit vorzustellen, die, wie mir scheint, deutlich mehr Beachtung verdient als sie bisher erhalten hat, und ich werde es mir nicht nehmen lassen, ein wenig Werbung für sie zu machen.

Zunächst eine methodologische Frage: Angenommen, jemand behauptet, dass ein bestimmtes moralisches Prinzip Schwächen aufweist: Was kann die Grundlage für eine solche Behauptung sein? Es dürfte mindestens zwei verschiedene Möglichkeiten geben, eine solche Kritik zu begründen, abgesehen von einem *direkten* Abgleich mit unseren moralischen Intuitionen. Die eine Möglichkeit bestünde darin, die *Konsequenzen* des Prinzips zunächst anhand von Einzelfällen zu überprüfen, in denen die Folgen der Verwendung des Prinzips sehr deutlich werden,

* Anmerkung: Für ihre hilfreichen Kommentare bin ich Derek Parfit, Jim Griffin und John Perry sehr dankbar.

und dann diese Konsequenzen auf ihre Vereinbarkeit mit unseren Intuitionen zu prüfen. Ich werde eine solche Kritik eine *Fall-Konsequenzen-Kritik [case-implication critique]* nennen. Die andere Möglichkeit wäre, sich vom Allgemeinen nicht zum Besonderen, sondern vom Allgemeinen zum *noch* Allgemeineren zu bewegen. Man kann die Stimmigkeit bzw. Kohärenz des Prinzips anhand eines anderen Prinzips prüfen, das als grundlegender anerkannt wird. Solche vorrangigen Prinzipien werden in der Regel auf einer recht abstrakten Ebene formuliert und decken sich häufig mit irgendwelchen sehr allgemeinen Verfahren. Zum Beispiel damit, was man vernünftigerweise annehmen könnte, dass es unter dem *als-ob*-Nichtwissen des Rawls'schen »Urzustandes« gewählt worden wäre – einem hypothetischen Anfangszustand, in dem Menschen darüber entscheiden, welche Regeln sie beschließen wollen ohne zu wissen, wer sie sein werden – so als ob sie zu jeder beliebigen Person der Gemeinschaft werden könnten.* Oder damit, welche Regeln Richard Hares Anforderung der »Universalisierbarkeit« erfüllen und entsprechend die »gleichen Interessen, die die Inhaber aller Rollen in der Situation haben, gleich gewichten«.** Ich werde eine Kritik,

* J. Rawls, *A Theory of Justice*, Cambridge: Harvard University Press, 1971, S. 17–22 [dt.: *Eine Theorie der Gerechtigkeit, Frankfurt a. M. 1979,* S. 34–39]. Siehe auch W. Vickrey, »Measuring Marginal Utility by Reactions to Risk«, in: *Econometrica* 13 (1945), und J. C. Harsanyi, »Cardinal Welfare, Individualistic Ethics, and Interpersonal Comparisons of Utility«, in: *Journal of Political Economy* 63 (1955).

** R. M. Hare, *The Language of Morals,* Oxford: Clarendon Press, 1952 [dt.: *Die Sprache der Moral*, Frankfurt a. M. 1972]; »Ethical

die auf einem solchen Ansatz basiert, eine *Vorrangiges-Prinzip-Kritik [prior-principle critique]* nennen. Beide Ansätze können bei der Beurteilung der moralischen Ansprüche jeder dieser Arten von Gleichheit verwendet werden und werden hier in der Tat auch Verwendung finden.

1. Utilitaristische Gleichheit

Die utilitaristische Gleichheit ist jene Gleichheit, die sich aus dem utilitaristischen Konzept des Guten ableiten lässt, das auf Verteilungsprobleme angewandt wird. Der einfachste Fall ist vielleicht das »reine Verteilungsproblem«: Es besteht darin, einen gegebenen homogenen Kuchen unter einer Gruppe von Personen aufzuteilen.* Jede Person er-

Theory and Utilitarianism«, in: H. D. Lewis (Hrsg.), *Contemporary British Philosophy*, London: Allen and Unwin, 1976, S. 116–117 [dt.: »Ethische Theorie und Utilitarismus«, in: Jörg Schroth (Hrsg.), *Texte zum Utilitarismus*, Stuttgart 2016, S. 178–207, hier S. 183].

* Ich habe dieses Format für eine axiomatische Gegenüberstellung der Rawls'schen und utilitaristischen Kriterien zu verwenden versucht, vgl. dazu »Rawls versus Bentham: An Axiomatic Examination of the Pure Distribution Problem«, in: *Theory and Decision* 4 (1974) [S. 301–309]; wieder abgedruckt in: N. Daniels (Hrsg.), *Reading Rawls*, Oxford: Blackwell, 1975 [S. 283–292; dt.: »Rawls vs. Bentham: Eine axiomatische Untersuchung des reinen Verteilungsproblems«, in: Otfried Höffe (Hrsg.), *Über John Rawls' Theorie der Gerechtigkeit*, Frankfurt a. M. 1977, S. 283–295]. Siehe auch L. Kern, »Comparative Distributive Ethics: An Extension of Sen's Examination of the Pure Distribution Problem«, in: H. W. Gottinger / W. Leinfellner (Hrsg.), *Decision Theory and Social Ethics*, Dordrecht: Reidel, 1978 [S. 187–200] und J. P. Griffin,

hält mehr Nutzen, je größer ihr Anteil am Kuchen ist, und sie erhält *nur* aus ihrem Anteil des Kuchens einen Nutzen; ihr Nutzen erhöht sich mit abnehmender Tendenz, je größer ihr Anteil wird. Das utilitaristische Ziel besteht in der Maximierung der Gesamtsumme an Nutzen ohne Rücksicht auf die Verteilung, doch das erfordert die *Gleichheit* des *Grenz*nutzens aller – wobei der Grenznutzen der Nutzenzuwachs ist, den jede Person aus einem weiteren Kuchenstück erhalten würde.* Gemäß einer Interpretation verkörpert diese Gleichheit des Grenznutzens die Gleichbehandlung der Interessen aller Personen.**

Ein wenig komplizierter stellt sich die Position dar, wenn die Gesamtgröße des Kuchens nicht unabhängig von seiner Verteilung ist. Doch selbst dann erfordert die Maximierung der Gesamtnutzensumme, dass Transfers bis zu dem Punkt vorgenommen werden, an dem der Grenznutzengewinn der Gewinner dem Grenznutzenverlust der Verlierer gleichkommt, und zwar nach Berücksichtigung der Auswirkung des Transfers auf die Größe und Verteilung des Kuchens.***

»Equality: On Sen's Equity Axiom«, Oxford: Keble College, 1978 [wieder abgedr. in: *Mind* 358 (1981) S. 280–286; vervielfältigt].

* Die Gleichheitsbedingung müsste durch eine entsprechende Kombination von Ungleichheitsanforderungen ersetzt werden, wenn die entsprechenden »Stetigkeits«-Eigenschaften nicht gelten. Tiefergreifende Schwierigkeiten ergeben sich durch »Nicht-Konvexitäten« (z. B. zunehmender Grenznutzen).

** J. Harsanyi, »Can the Maximin Principle Serve as a Basis for Morality? A Critique of John Rawls's Theory«, in: *American Political Science Review* 69 (1975) [S. 594–606].

*** Wie bereits in Anm. * auf dieser Seite erwähnt, müssten die Gleichheitsbedingungen bei fehlender Stetigkeit des entsprechenden Typs verändert werden. Transfers müssen bis zu dem

In diesem größeren Rahmen tritt die besondere Art der Gleichheit, auf die der Utilitarismus beharrt, nachdrücklich zutage. Richard Hare hat behauptet, »die gleiche Gewichtung der gleichen Interessen aller Parteien« führe »zum Utilitarismus« – und würde somit die Anforderung des vorrangigen Prinzips der Universalisierbarkeit erfüllen.* In ähnlicher Weise macht John Harsanyi kurzen Prozess mit den Nicht-Utilitaristen (einschließlich des hier Vortragenden, wie ich hinzufügen möchte), indem er für den Utilitarismus eine alleinige Fähigkeit beansprucht, »eine unfaire Ungleichbehandlung« zwischen »den gleichermaßen dringenden menschlichen Bedürfnissen einer Person und einer anderen Person«** zu vermeiden.

Die moralische Bedeutung bzw. Wichtigkeit von Bedürfnissen basiert nach dieser Interpretation ausschließlich auf dem Begriff des Nutzens. Das kann man infrage stellen, und da ich dies in der Vergangenheit wiederholt getan habe,*** werde ich mich nicht scheuen, es auch in diesem be-

Punkt vorgenommen werden, an dem der Grenznutzengewinn der Gewinner aus jedem weiteren Transfer *nicht größer* ist *als* der Grenznutzenverlust der Verlierer.

* Hare (1976), S. 116 f. [dt.: »Ethische Theorie und Utilitarismus«, in: Jörg Schroth (Hrsg.), *Texte zum Utilitarismus*, Stuttgart 2016, S. 178–207, hier S. 183].

** John Harsanyi, »Non-linear Social Welfare Functions: A Rejoinder to Professor Sen«, in: R. E. Butts / J. Hintikka (Hrsg.): *Foundational Problems in the Special Sciences*, Dordrecht: Reidel, 1977, [S. 293–296] S. 294 f.

*** *Collective Choice and Social Welfare*, San Francisco: Holden-Day, 1970, Kap. 6 und Abschn. 11.4; »On Weights and Measures: Informational Constraints in Social Welfare Analysis«, in: *Econometrica* 45 (1977) [S. 1539–1572]. Siehe auch T. M. Scanlons

sonderen Zusammenhang zu tun. Doch bevor ich auf dieses Thema zu sprechen kommen werde, möchte ich zunächst das Wesen der utilitaristischen Gleichheit untersuchen, ohne – fürs Erste – infrage zu stellen, dass die moralische Bedeutung vollständig auf den Nutzen gegründet wird. Selbst wenn der Nutzen die einzige Grundlage der Bedeutung darstellt, bleibt immer noch die Frage, ob die Größe des *Grenz*nutzens, ungeachtet des *Gesamt*nutzens, den die Person genießt, ein angemessenes Maß für die moralische Bedeutung ist. Natürlich ist es möglich, eine Metrik in Bezug auf Nutzenmerkmale so zu definieren, dass die Nutzenskala jeder Person so mit der jeder anderen koordiniert wird, dass die gleiche gesellschaftliche Bedeutung einfach als gleicher Grenznutzen »skaliert« wird. Wenn davon ausgegangen wird, dass interpersonelle Nutzenvergleiche, d. h. Nutzenvergleiche zwischen Personen, keinen deskriptiven Gehalt haben, dann kann dies in der Tat als ein natürlicher Ansatz betrachtet werden. Unabhängig davon, wie man zu den relativen gesellschaftlichen Bedeutungen gelangt, würden dann die Grenznutzen, die jeder Person zugeschrieben werden, einfach diese Werte widerspiegeln. Dies kann explizit durch eine entsprechende interpersonelle Skalierung* oder implizit dadurch erreicht werden, dass die

Argumente gegen die Gleichsetzung von Nutzen mit ›Dringlichkeit‹ in seinem Aufsatz »Preference and Urgency«, in: *Journal of Philosophy* 72 (1975) [S. 655–669].

* Zu zwei raffinierten Beispielen für eine solche Übung siehe Peter Hammond, »Dual Interpersonal Comparisons of Utility and the Welfare Economics of Income Distribution«, in: *Journal of Public Economics* 6 (1977) S. 51–57; und Menahem Yaari, »Rawls Edgeworth, Shapley and Nash: Theories of Distributive Justice

Nummerierung der Nutzen Entscheidungen in Situationen der *als-ob*-Ungewissheit widerspiegelt, die mit dem »Urzustand« verbunden sind, unter der zusätzlichen Annahme, dass Nichtwissen als gleiche Wahrscheinlichkeit, irgendeine der möglichen Personen zu sein, interpretiert wird.* Es ist hier nicht der Ort, um auf die technischen Details dieser Art von Übung einzugehen, doch im Wesentlichen besteht sie darin, ein Skalierungsverfahren so zu verwenden, dass die Messungen der Grenznutzen automatisch als Indikatoren für die gesellschaftliche Bedeutung bestimmt werden.

Dieser Weg zum Utilitarismus mag auf wenig Widerstand stoßen, doch er ist hauptsächlich deshalb nicht umstritten, weil er so wenig aussagt. Problematisch wird es jedoch, sobald davon ausgegangen wird, dass Nutzen und interpersonelle Vergleiche dieser verschiedenen Nutzen irgendeinen unabhängigen deskriptiven Gehalt haben, wie dies Utilitaristen traditionell behauptet haben. Es könnten dann Konflikte zwischen diesen deskriptiven Nutzen und den entsprechend skalierten, im Wesentlichen normativen Nutzen auftreten, in Bezug auf die man »gezwungen« ist, Utilitarist zu sein. Im Folgenden werde ich mich nicht mehr weiter zum Utilitarismus mittels entsprechender interpersoneller Skalierung äußern und stattdessen wieder zur Untersuchung der traditionellen utilitaristischen Position zurückkehren, die davon ausgeht, dass Nutzen einen interpersonell vergleichbaren deskriptiven Gehalt hat. Die

Re-examined«, in: *Research Memorandum* 33, Hebrew University Jerusalem: Center for Research in Mathematical Economics and Game Theory, 1978.

* Siehe Harsanyi (1955, 1975, 1977).

Frage, wie sich die moralische Bedeutung auf diese deskriptiven Merkmale beziehen sollte, muss dann ausdrücklich gestellt werden.

Die Position kann sowohl aus der Perspektive des vorrangigen Prinzips als auch aus dem Blickwinkel der Fall-Konsequenzen untersucht werden. John Rawls verwendete in seiner Kritik, die er der Darstellung seiner eigenen alternativen Gerechtigkeitskonzeption voranstellte, überwiegend das vorrangige Prinzip. Dabei ging es hauptsächlich um die Akzeptierbarkeit im »Urzustand« und folgte der Argumentation, dass sich Menschen in der angenommenen Situation des *als-ob*-Nichtwissens nicht dafür entscheiden würden, die Nutzensumme zu maximieren. Doch Rawls erörterte auch die Gewalt, die der Utilitarismus unseren Begriffen von Freiheit und Gleichheit antut. In Erwiderung auf Rawls' Argumente haben einige die Notwendigkeit, Utilitarist zu sein, noch einmal bekräftigt, indem sie den zuvor diskutierten »Skalierungs«-Pfad einschlugen, der – meiner Ansicht nach – nicht dazu geeignet ist, um Rawls' Kritik zu begegnen. Doch ich muss gestehen, dass ich der Verlockung des »Urzustandes« ausgesprochen gut widerstehen kann, da mir sehr unklar zu sein scheint, was genau in einer solchen Situation gewählt würde. Es ist außerdem alles andere als offensichtlich, dass eine prudentielle Wahl[2] unter *als-ob*-Ungewissheit eine angemessene Grundlage für moralische Urteile in *Nicht*-Urzuständen, d. h. in realen Zuständen bzw. Lebenslagen liefert.* Ich glaube jedoch, dass Rawls' direktere Kritiken in Bezug auf Freiheit und Gleichheit sehr stark bleiben.

* Siehe dazu Thomas Nagel, »Rawls on Justice«, in: *Philosophical Re-*

Sofern man sich mit der *Verteilung* von Nutzen befasst, folgt unmittelbar, dass der Utilitarismus einem im Allgemeinen wenig Unterstützung bieten würde. Selbst die winzigste Vergrößerung der Gesamtnutzen*summe* würde aus dieser Sicht eklatanteste Ungleichheiten in der Verteilung überwiegen. Dieses Problem wäre unter bestimmten Annahmen vermeidbar, insbesondere in dem Fall, in dem jeder *dieselbe* Nutzenfunktion aufweist. Im reinen Verteilungsproblem würde das utilitaristische Beste mit dieser Annahme die absolute Gleichheit der Gesamtnutzen aller Personen erfordern.* Dies liegt daran, dass bei einer Gleichsetzung der Grenznutzen auch die Gesamtnutzen gleichgesetzt würden, wenn jeder dieselbe Nutzenfunktion hat. Das wäre jedoch Egalitarismus durch einen glücklichen Zufall: mithin nur das zufällige Ergebnis des Grenzschwanzes, der mit dem Gesamthund wackelt.[3] Wichtiger noch ist, dass die Annahme sehr häufig verletzt werden würde, da es offensichtliche und ausführlich diskutierte Unterschiede zwischen Menschen gibt. John mag leicht zufriedenzustellen sein, Jeremy hingegen nicht. Wenn man es als ein akzeptables vorrangiges Prinzip erachtet, dass die Gleichheit der Verteilung der Gesamtnutzen einen gewissen Wert hat, dann muss die utilitaristische Konzeption der Gleichheit – so marginal wie sie ist – verurteilt werden.

view 82 (1973) [S. 220–234] und »Equality« in seinen *Mortal Questions*, Cambridge: Cambridge University Press, 1979 [S. 106–127].

* Das Problem ist sehr viel komplexer, wenn der Gesamtkuchen [bzw. dessen Größe] nicht festgelegt ist und die Maximierung der Nutzensumme nicht zu einer Gleichheit der Gesamtnutzen führen muss, es sei denn, man macht einige zusätzliche Annahmen, z. B. das Fehlen von Anreiz-Argumenten für Ungleichheit.